



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Französische Quelle.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Französische Duelle.

Paris ist voll von großen und kleinen Fechtböden, die sich mit Ausnahme von zweien sämmtlich im Erdgeschosse der betreffenden Häuser und immer in einem Gebäude des Hinterhofes derselben befinden. Kein Mensch, der ein Stockwerk bewohnte, über dem ein solches Institut tobte, könnte den Lärm, den sie um sich verbreiten, auch nur einen halben Tag aushalten. Alle gewöhnen sich mit der Zeit daran, es als gelindes Ritzeln zu betrachten, wenn sie lebendig geschunden werden. Wer ein paar Jahre an einer der Hauptstraßen von Paris gewohnt hat, wird gleichgültig gegen das Brausen und Klauschen, das Klappern und Klaffeln, das Tag für Tag vom Morgen bis in die Nacht an ihm vorüber geht; einen Fechtsaal über seinem Kopfe würde er aber doch nicht aushalten lernen. Nur ein Stocktauber wäre im Stande, bei seinen übrigen vier gesunden Sinnen zu bleiben. Jeder Andere müßte aus der Haut fahren, wenn er von früh sechs bis Abends elf Uhr das Getöse über sich ergehen lassen müßte, welches diese jungen Leute machen, indem sie gehen und kommen, ausfallend aufstampfen, zurückrutschen, zurücktrippeln, den Fußboden mit knarrender Kreide bestreichen, die Klingen ihrer Fleurets unter ihren Füßen durchziehen, um sie gerade zu biegen, sie klirrend kreuzen und sich einander durch geschickte Bewegungen des Handgelenks desarmiren, daß die Waffe im weiten Bogen zur Erde fällt. Jene beiden Fechtschulen, die sich ausnahmsweise nicht im Parterre befinden, haben unter sich keine Wohnräume, sondern Magazine, die eine einen Speicher für Bücher, die andere einen für die Bilder, für welche eine benachbarte Kunsthandlung in ihrem Laden keinen Raum hat. Da der einzige Einspruch, den Bücher und Bilder selbst gegen das entsetzlichste Geräusch erheben, darin besteht, daß sie von ihren Simsen, respective aus ihren Rahmen fallen, so findet ihr Verdruß keine Beachtung. In Paris wird den Klagen über unbequeme Hausgenossen nur dann Aufmerksamkeit geschenkt, wenn sie vom Hausmann und Thürhüter oder dem Polizeicommissär unterstützt sind.

Es ist nicht leicht, sich eine Vorstellung von dem Schmutz, der in diesen Anstalten herrscht, eine Vorstellung zu machen. Nur eine einzige darunter ist hell und sauber, und sie verdankt ihre Reinlichkeit und Freundlichkeit dem Umstande, daß der Saal dem berühmten Dramatiker Ernest Legouvé gehört. Derselbe ist ein leidenschaftlicher Verehrer der edlen Fektkunst und hat das Parterre des Hauses, das er bewohnt, und welches ihm gehört, an die Gebrüder Robert vermietet. Ich glaube, daß er mit der Ueberlassung dieser Räume an Fechtmeister ein erhebliches Geldopfer bringt. Sie befinden sich in der Rue St. Marc, nahe bei der Ecke der Rue Vivienne und etwa hundert

Schritte vom Boulevard Montmartre. Kein Fechtmeister könnte die in diesem Quartier übliche Miethe für ein Erdgeschloß zahlen. Das Gerücht sagt, daß es den Herrn Robert schwer falle, die ihrige am Verfalltage zusammenzubringen, obwohl Legouvé ihnen Schüler aus den Colleges von halb Paris zugeführt hat. Dagegen verwandelt derselbe, wenn er einen Ball giebt, die Fechtsäle in ein Theater, wo er seine Gäste mit einer Vorstellung entzückt, und diese Abende müssen die Miethe vermindern.

Die andern pariser Fechtschulen sind durchweg düstere, schmierige Höhlen. Die Decken sind sicher seit einem halben Jahrhundert nicht geweißt, die Fenster eben so lange nicht gewaschen und gepußt, die Tapeten verblichen, voll Staub und Fliegen Spuren, von Feuchtigkeit, Ofenrauch und Tabaksqualm angegriffen. Die Spiegel haben schon lange allen Glanz verloren. Die Vorhänge sind vergilbt und fadenscheinig. Der nie gescheuerte Fußboden ist voll Flecken, die von gesprengtem Wasser herrühren, und allenthalben voll Fußtapfen, welche die mit Kreide bestrichenen Sohlen der Fechterpaare in allen Richtungen zurückgelassen haben. Aber so finster, räucherig und dumpfig diese Säle auch gewöhnlich sind, ich gestehe, daß ich sie gern und oft besuche. An Winterabenden, wenn sie erleuchtet und mit zehn oder fünfzehn fechtenden Paaren gefüllt sind, sind sie in der That brillant. Sie ersetzen in ziemlichem Maße die deutschen Turnplätze. Ich habe großen Genuß von ihnen, wenn ich, nachdem der ganze liebe Tag damit verbracht worden ist, Papier, Dinte und Feder in Brot und Fleisch, Miethe und Kleidung zu verwandeln, und die Gehirnnerven davon müde und matt geworden sind, jetzt die Muskeln und Sehnen auffordere, ihre Schuldigkeit zu thun. Wie wohlthuend ist dann die Ermüdung des ganzen Körpers, wenn die anstrengende Stunde vorüber ist, wie wirkt es gleich dem besten römischen Bade, wenn der Schweiß aus allen Poren dringt und das Flanellhemd und die wattirte Fechtjacke durchfeuchtet, und welcher ein gesunder, fester, traumloser Schlaf nach der langen Lection beim Fechtlehrer und dem längeren Fechten mit seinen Scholaren! Dann aber liegt für Jemand, der sich sein Brot verdienen muß, bevor er essen kann, im Fechten eine große Zeitersparniß, eine Stunde giebt hier so viel nothwendige Bewegung, als eine ganze Tagereise zu Fuß oder eine Rudersfahrt, die einen vollen Nachmittag dauert. Vom Turnen rede ich hier nicht, da es in Paris wohl nicht zu haben ist, und vom Reiten, der besten und gesündesten Körperbewegung, sehe ich ab, weil ich nicht mit dem goldnen Köffel im Munde geboren bin, und das Reiten nur für solche ist, welche mit diesem Zeichen auf die Welt gekommen sind.

Etwas besonders Anziehendes liegt für mich in den Fechtapparaten, die in langen Reihen an den Wänden hängen. Sie bestehen aus Drahtmasken, die mit Bügeln versehen und an diesen so wie rings um den Rand mit

grünem, blauem, rothem oder gelbem Maroquin umwunden sind. Durch die dichten schwarzen Maschen des Drahtgeflechts sehen weiße Stulphandschuhe heraus, und darunter hängen die schlanken, blanken, blühenden Stahlfleurets. Es macht mir Freude, die strammen Fechter zu sehen, wie sie in ihren dickwattirten Steppjacken von Buckskin, ihren wollenen Hemden und ihren Dresshosen einander gegenüberstehen. Ihre Augen funkeln hinter dem Gitter der Maske wie ein Paar Diamanten von der Aufregung des Kampfes, und ihr ganzes Aeußere legt Zeugniß ab, daß sie ein wohlgeordnetes Leben führen. Ich mag mich bisweilen täuschen, aber ich glaube, daß die Don Juans in den Fechtsälen selten sind. Tüchtige Körperanstrengung nach bestimmter Regel verlangt und fördert moralisches Verhalten. Nichts ist mir in Paris mehr aufgefallen, als daß ich auf den dortigen Fechtböden auch nicht ein einziges Mal Gespräche über unanständige Dinge hörte. Nie vernahm ich einen Fluch, einen rohen Ausdruck, eine Anspielung auf Weiber oder eine schmutzige Geschichte. Nur einmal kam eine grobe Rede vor, der eine unfläthige Geberde folgte; beide gingen von demselben ungehobelten Gesellen aus, aber die Antwort war ein eisiges Schweigen, und diese Strafe wurde so tief empfunden, daß der Betreffende sofort seine Thorheit sein ließ. In den Fechtschulen ist mehr ceremoniöse Höflichkeit zu finden, als unter der alten Aristokratie Frankreichs. Wenn die Lection beendet ist, sagt der Schüler zum Lehrer mit einer Verbeugung: „Ich danke Ihnen, mein Herr.“ Wenn Jemand mit einem Andern einen Gang machen will, so kleidet er sein Anliegen stets in die Worte: „Würden Sie wohl die große Güte haben, mein Herr, einen Gang mit mir zu thun?“ Er hört nie eine andere Antwort, als: „Mit der größten Bereitwilligkeit, mein Herr; ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“ Wenn der Gang vorüber ist, schütteln sich die Kämpfer die Hände und sagen: „Ich danke verbindlichst“ und: „Bitte, die Verpflichtung, zu danken ist ganz auf meiner Seite“. Nie habe ich bemerkt, daß man sich Vorwürfe gemacht hätte, wenn es tüchtige Stöße gegeben hatte. Von der Unterhaltung, die man hier hört, will ich nicht behaupten, daß sie sehr geistreich wäre. Die Unwissenheit, der ich in den Fechtschulen begegnete, war ganz erstaunlich. Viele scheinen nicht einmal eine Zeitung regelmäßig zu lesen. Unter ihnen waren Mitarbeiter an Wochen- und Monatschriften, nie aber sahen sie ihr Blatt an, als wenn es einen Artikel von ihnen selbst enthielt. Wenn ich hinzufüge, daß einige dieser Leute Lehrer an den besuchtesten Gelehrtenschulen von Paris sind, andere Advocaten, wieder andere Aerzte, so wird diese Mittheilung noch mehr überraschen. Nichts ist mir in Frankreich mehr aufgefallen, als der Mangel an Büchern in den Familien, die ich kennen lernte. Ich habe beim Auffuchen einer Wohnung wiederholt eine Menge von Zimmern ange-

sehen, aber nur ein einziges Mal bekam ich dabei einen Bücherschrank zu Gesichte. Ich habe einer guten Anzahl von Bekannten meinen Besuch gemacht, darunter waren mehrere Künstler, aber nur bei Zweien fand ich Bücher, und diese Zwei waren keine Franzosen. Beiläufig spielt schon Lord Chesterfeld auf diese Gleichgültigkeit der Mehrzahl der gebildeten Klassen in Frankreich gegen die Literatur an, so daß dieselbe nicht erst von heute oder gestern datirt. Sonst ist die Unterhaltung unter den Besuchern der Fechtböden lebhaft, witzig und unterhaltend. Niemand versteht so hübsch zu plaudern, wie diese Nachkommen der alten Gallier.

Das Gespräch dreht sich jetzt meist um Kunst, und auch sonst wird viel hierüber gesprochen, da in Paris in dieser Beziehung immer was Neues zu sehen ist. Bald steht die jährliche große Ausstellung von Gemälden und Bildhauerarbeiten offen, bald giebt es eine Bilderauction, dann hat ein berühmter Maler ein neues Werk vollendet, und dann wieder ist im Laden des einen oder des anderen Gemäldehändlers eine Novität eingetroffen. Sonst bespricht man natürlich das neueste Stück im Theater, bisweilen auch, aber selten, politische Fragen. Wieder sehr auffallend war mir das Gefallen am Singen, dem ich hier begegnete. Sobald Einer eine Melodie zu trillern begann, entwickelte sich daraus sofort ein Gesang im Chor, indem die Uebrigen je nach ihrer Stimme im Tenor oder Baß einstelen. Ich will nicht behaupten, daß alle diese Stimmen oder auch nur einige hinter den Rampen der großen Oper Furore gemacht haben würden, aber die junge Leute finden Geschmack an der Sache, und der Gesang macht keinen unangenehmen Eindruck auf den Zuhörer.

Alle sind Raucher. Die kurze Thonpfeife mit Caporal gefüllt ist in einem Fechtsaale unentbehrlich. Alle Welt dampft und tropft von Schweiß, und der Duft von zwölf bis zwanzig halbnackten Menschen in dieser Verfassung erinnert keineswegs an Patschuli oder an die wohlriechenden Herrchen vom Jockey-Club. Der Tabak aber vertheidigt unsere Nerven mit gutem Erfolge gegen alle diese Angriffe. Selten sah ich irgend ein Getränk hereinbringen, nur in den heißen Sommermonaten ließ man sich gelegentlich ein Glas Bier holen, aber auch das geschah nicht häufig. Ein Seeoffizier hatte sich Cognac mitgebracht, und er sowie ein paar Andere schlürften davon so viel, wie einen Fingerhut füllen würde, in einem Glase Wasser, und dieses eine Glas mußte eine ganze Stunde ausreichen. Man hört in Deutschland viel von der überhandnehmenden Trunksucht unter den Franzosen reden, und namentlich sollen sie viel Absynth vertilgen. Ich habe fast fünf Jahre in Paris gelebt und muß nach meiner Erfahrung dem widersprechen und sagen, die Franzosen, die ich kennen lernte, nahmen wenig geistige Getränke zu sich, und der Grund dieser Enthaltksamkeit schien mir ebenso sehr in ihrer Mäßig-

keit, als in ihrer Sparsamkeit zu liegen. In der heißen Atmosphäre der Weltstadt an der Seine verflüchtigt sich das Geld wie Quecksilber, so daß es in unsichtbaren Dämpfen durch die Maschen der Börse und zwischen den Fingern der Hand entweicht, wie fest sie es auch halten mag. Außerdem sind hier hinter der Fechtmaske Arme und Reiche, und die ersteren würden den Fechtboden räumen müssen, wenn kostspielige Gewohnheiten hier einrissen. Denn die Franzosen scheinen zwar von der Freiheit nur die Phrase und den Schein zu kennen, die Liebe zur Gleichheit aber lebt in Allen als eine Wirklichkeit, und deshalb halten sie streng darauf, daß bald der Eine, bald der Andere bezahlt, was etwa genossen wird, und der, welcher sich tractiren lassen wollte, ohne seinerseits einmal die Zechen für Alle zu berichtigen, würde sich in der Gesellschaft, welche die Rectionen besucht, bald unmöglich machen. Da ich gerade von der französischen Mäßigkeit gegenüber berauscheidenden Getränken spreche, mag erwähnt werden, daß eines Abends ein junger Herr, um sich des Verständnisses gewisser Bemerkungen bei den Zuhörenden zu versichern, die Frage that:

„Wissen Sie wohl, wie es jemand zu Muthen ist, der sich betrunken hat?“

Es waren fünfzehn junge Leute zugegen, aber nur ein einziger darunter konnte die Frage bejahen, und dieser Einzige war ein Nichtfranzose. Wie viele würden wohl in dieser Sache durch Schweigen ihre Unwissenheit kund gegeben haben, wenn die Gesellschaft aus Deutschen bestanden hätte? — von Engländern und Amerikanern gar nicht zu reden.

Natürlich besucht man den Fechtboden hier nicht bloß, um sich Bewegung zu machen, sondern auch und zwar vorzüglich deshalb, um eine etwaige Herausforderung nicht fürchten zu müssen. Duelle finden in allen Ständen, die untersten ausgenommen, offenbar sehr häufig statt, aber man hört nur selten etwas Anderes von ihnen, als daß die Helden zum Schluß eine gemüthvolle Tasse Kaffee mit einander getrunken haben. Die Secundanten sind nicht gern bei Affairen betheiliget, die einen verhängnißvollen Ausgang nehmen, und die Duellanten sind derartigen Sachen begreiflicherweise noch abholder, zumal wenn zu befürchten ist, daß sie in der Lotterie die Nieme treffen wird. Die Gerichte verfahren streng selbst gegen die Zeugen bei einem Zweikampfe mit tödtlichem Erfolg, und wenn dann eine schwere Geldstrafe verhängt wird, so macht es den Verwandten des Gefallenen natürlich kein großes Vergnügen, außer der langen Rechnung des Leichenbestatters auch noch Gerichtskosten für gefällige Secundanten vor der Thür warten zu sehen. Wer in einem Duell, von welchem nicht beide Kämpfer leidlich wohlbehalten heimgekehrt sind, als Duellant figurirt hat, wird allgemein gemieden. Man ist sehr höflich gegen ihn, hütet sich, ihn irgendwie zu reizen, und sorgt nach Möglichkeit dafür, mit ihm überhaupt nicht in Berührung zu kommen. Niemand

hat es gern, wenn er in unbewachten Stunden die Nothwendigkeit empfindet, auf der Hut zu sein.

Es giebt eine Menge Gründe, die es erklären, daß die Duelle höchst selten mit schweren Verwundungen oder Tödtungen endigen. Alle Verkäufer von Schießgewehren haben eine Sorte von Pistolen feil, von denen garantirt wird, daß man mit ihnen auf zehn Schritt kein Scheunenthor trifft. Sie haben inwendig allerhand Buckel und Rinnen, und sie sind so leicht angefertigt, daß eine geringe Pulverladung sie schon gen Himmel fliegen läßt. Die Feder ist so stark, daß man zu heftig drücken muß, um ein festes Ziel zu behalten, und der Hahn fällt mit solcher Gewalt auf das Zündhütchen, daß er die Waffe förmlich niederschlägt. Ferner sorgen die Secundanen stets dafür, daß das Pistol eine zu reichliche Dosis Pulver bekommt, welche die Unarten desselben dann noch verstärkt. Endlich hat es doch auch sein Bedenkliches, als eine Scheibe der Mündung eines Schießzeuges gegenüber zu stehen, und dieses Bedenken theilt sich dann wohl nicht selten dem Arme in der Gestalt eines gelinden Zitterns mit, was einem richtigen Zielen ebenfalls nicht zuträglich ist.

Die Franzosen duelliren sich nicht gern auf Pistolen, weil diese Waffen zu unsicher und — zu „brutal“ sind. Der Degen ist so zart wie die Nadel einer Hausfrau, und man kann ihn an seine Hand gewöhnen, so daß man ihn völlig in der Gewalt hat. Wenn Duelle auf Degen so selten verhängnisvoll endigen, so liegt die Ursache nicht in dem Wunsche, den Kampf mit dem ersten Blutstropfen zu beendigen. Wer es nicht erlebt hat, wird kaum glauben, was für ein Unterschied ist, in einem geschlossenen Raume wie auf dem Fechtboden und im Freien zu fechten. Der Pistolenschuß empfindet Aehnliches, wenn er die Schießgalerie mit dem offenen Felde vertauscht. In jener leiten Fußboden, Wände und Decke, ohne daß man es merkt, Hand und Auge, man steht gleichsam an einem Ende einer viereckigen Röhre und schießt nach einer Scheibe am andern Ende. Zielt man dann im freien Felde zum ersten Male auf zwanzig Schritt nach einem Baume, so ist man kaum im Stande, die rechte Schußlinie innezuhalten. Derjenige, welcher zum ersten Male im Freien mit Degen scheidet, unterlegt einer ähnlichen Fahnenflucht seiner Sinne. Wollte man sagen, er sehe buchstäblich nichts, so drückte das die Sache nicht vollständig aus. Der Gegner, die Klinge, der Schauplatz — Alles verschwindet, und es ist einem zu Muth, als wäre man zu einem Zwerge zusammengeschrumpft, der ins Leere stiert. Der, welcher im Schiff eines Luftballons aufsteigt und hoch droben über den Rand in die blaue Tiefe hinablickt, wird ungefähr dieselbe eigenthümliche Empfindung haben.

Sodann können nur Wenige zehn Minuten ohne Unterbrechung das Fechten aushalten. Die schwere Anstrengung des Leibes und der Seele zu-

gleich erschöpft sie. Wenn man einen Duelldegen zum ersten Male zu ernstem Kampfe in die Hand nimmt, ist einem, als ob es die Keule eines Riesen wäre. Nach zwei Minuten schon wird er zu schwer. Wenn man parirt, scheint er sich nach dem Horizont zu senken, in dem er der vis inertiae nachgiebt. Damit stoßen ist noch schwieriger. Die Kunst des Fechters liegt vor Allem darin, daß er erstens die Spitze seines Degens nicht über die Seiten seines Körpers hinausgehen läßt, und daß er zweitens seine Waffe nur mit der Hand, nicht mit den Arme bewegt. Das ist aber natürlich schwer mit einem Dinge, welches an Gewicht einer Keule zu gleichen scheint. Manche Fechter gebrauchen deshalb bei ihren Uebungen, um sich an dieses Phänomen zu gewöhnen, statt des Fleurets ein doppelt oder dreifach so schweres Rapier.

Zerbrochene Klingen machen die Fechtübungen sehr kostspielig; denn sie kosten zwei Francs das Stück, und der Fechter kann, wenn er mit der Wahl Unglück hat, in der Stunde ein halbes Duzend zerbrechen. Der Fechtmeister, der sie besorgt und für das Stück höchstens einen Franc zahlt, nimmt natürlich die schlechtesten, die er bekommen kann. Selbst der vorsichtigste Fechter zerbricht im Monat durchschnittlich für sechzehn bis zwanzig Francs Klingen, es giebt aber Leute, die für sechzig bis achtzig Francs zerbrechen. Der Schüler hat nicht allein die Klingen zu bezahlen, die er selbst, sondern auch die, welche der Lehrer zerbricht, und der sorgt dafür, daß so viele entzwei gehen, als der Zögling seiner Meinung nach ohne Murren und ohne die Stunden aufzugeben, bezahlen wird.

Das Lächerlichste, was man auf einem Fechtboden sehen kann, ist die Erscheinung eines guten Jungen, der in ein Duell hineingestolpert oder hineingeschoben worden ist, während er seinem Leben bisher ein Rapier nur im Schaufenster des Waffenhändlers gesehen hat. Man glaubt vielfach, daß jeder Fechtmeister ein Geheimniß habe, vermittelt dessen der Anfänger den gewandtesten Fechter besiegen könne. Alle Welt hat davon gehört, daß die erfahrensten Kampfhähne von Novizen erstochen worden sind. Das ist möglich, aber gewiß ist es dann nicht in Folge eines besonders künstlichen Stoßes, sondern einfach dadurch geschehen, daß der Novize den Degen spitze vor sich hingehalten und der Gegner sich unbehutsam darauf gespießt hat. Es ist wahr, ein Novize, der seinen Gegner flink und lebhaft angreift, kann ihn in Verlegenheit setzen. Wie jedermann seinen Gang, seine besondere Haltung, seine Handschrift und seinen Sttl hat, so hat jeder Fechter seine Methode und seine Logik. Ein Meister im Fechten entdeckt diese Logik, nachdem er ein paar Stöße mit seinem Gegner gewechselt hat, er weiß, wie er rechnen, was für Finten er anwenden wird. Ein Novize weiß davon nichts, er kennt gleichsam die Regeln des Spiels nicht, er läßt seine Klinge hiehin und dorthin stechen, und er hat ein Recht dazu,

sobald er nicht mehr auf dem Fechtboden, sondern auf der Mensur ist; deshalb ist ein Fechter, der einen solchen Gegner hat, doppelt auf seiner Hut, weil jener launisch und willkürlich und nicht logisch verfährt. Der Glaube an „geheime“ Stöße, unter denen der „Commandeurstoß“ und der „italienische Stoß“ besonderes Ansehen genießen, ist Aberglaube. Ein leidlich guter Fechter wird diesen Finten bei einiger Behutsamkeit zu begegnen wissen. Der einzige „geheime Stoß“, der stets glückt, ist der „Gendarmenstoß“. Die Gendarmen sind die ländliche Polizei, und der Kniff ist hier folgender: Sobald unser Gegner sich anschickt, uns anzugreifen, machen wir ein erschrockenes Gesicht, blicken ängstlich nach der Gegend hinter ihm und schreien: „Da kommen die Gendarmen!“ Wendet er sich dann um, so durchstechen wir ihn mit den Worten: „Rasch von dannen“, die unmittelbar auf die vorhergehenden folgen und einen einzigen Ausruf mit ihnen bilden müssen. Es betrübt mich tief, hinzufügen zu müssen, daß die Gerichte nicht geneigt sind, den Gendarmenstoß als eine Hinterlassenschaft Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, zu ehren.

Das klägliche Gesicht also eines Laien in der edlen Fektkunst, der den Commandeurstoß lernen will, weil er ein Duell auf dem Halse hat, ist überaus spaßhaft anzusehen. Die Gesellschaft auf dem Fechtboden lacht nicht, sie sieht sich blos schelmisch an. Obwohl das Einpauken für solche Fälle nach dem Herkommen zweihundert Francs beträgt, sagt der Fekhtmeister, wenn er ehrlich ist, daß er keine andern geheime Künste weiß, als Gewandheit, stinkes Wesen und gutes Zielen, die durch Auspassen, Geduld und Ausdauer erworben werden. Ich habe nie erlebt, daß man sich mit dieser Antwort zufrieden gegeben hätte, immer bestand der betreffende gute Junge darauf, daß man ihn „etwas“ lehren sollte. Man rieth ihm dann gewöhnlich: „Sobald Ihr Gegner nach Ihnen ausfällt, retiriren Sie, er wird dadurch ermüdet werden und Ihnen wenigstens keine schwere Wunde beibringen können.“ Indes ziehen die Secundanten gewöhnlich eine Linie, die auch bisweilen mit Stöcken und Bindfaden begrenzt wird, und bei der das Retiriren aufzuhören hat, und so lautet ein besserer Rath, den ich Robert ertheilen hörte: „Sobald „Allez“ commandirt ist, fallen Sie Ihren Gegner mit rasch aufeinanderfolgenden Stößen an und suchen den Arm zu verwunden, der den Degen hält. Giebt es auch nur einen Tropfen Blut, so ist die Sache zu Ende, und Sie haben das Spiel gewonnen.“

Ungemein komisch ist das feierliche Wesen der Secundanten verglichen mit der Kinderrei der gewöhnlichen Duellen. Jeder Duellant muß zwei Secundanten haben. Dieselben überbringen die Herausforderung früh am Morgen gemeinschaftlich, wobei sie selbst in den Hundstagen bis ans Kinn zugeknöpft sind und eine äußerst würdevolle Miene machen. Die Etiquette verlangt

daß sie von dem Betreffenden ohne irgend welche Erörterung an seine Secundanten verwiesen werden, mit denen sie dann das Nähere verabreden. Die Wahl der Waffen steht nach französischer Sitte dem Beleidigten zu, was billig erscheint und verhütet, daß ein Kaufbold sich im Bewußtsein, ein guter Fechter zu sein, Frechheiten erlaubt, die er sein lassen würde, wenn er wüßte, daß er sich vielleicht mit dem Beleidigten schießen muß.

Ist Alles besprochen, so begeben sich die sechs Schauspieler in der Posse in Begleitung eines Wundarztes, der eine ziemlich unnöthige Vorsichtsmaßregel ist, nach einem der Gehölze bei Paris, wo eine Richtung zum Kampfplatze ausgesucht wird. Der Kluge und Erfahrene nimmt sich leinwandne Beinkleider und alte Schuhe mit niedrigen Absätzen mit. Man legt alle andern Kleidungsstücke ab und zieht jene an. Strenge Secundanten leiden auch keine Hemden, da ein steifgestärkter Hemdenbusen den Degen abgleiten läßt. Häufig tragen die Duellanten gewisse Medaillen oder andere Amulette, selbst wenn sie zu denen gehören, die nichts von der Kirche wissen wollen und „dem Heiligen den Rücken zudrehen, sobald die Brücke passirt ist“. Paul de Cassanac behauptete stets, daß er Henri Rochefort bei ihrem bekannten Duell ganz sicher niedergeschossen haben würde, wenn dieser nicht eine geweihte silberne Medaille getragen hätte, von der die wohlgezielte Pistolenkugel abprallte. Bei dem Duell zwischen Amédée Achard und Charles Blanc trat der letztere mit einem Fünffrankenthaler in der Westentasche auf die Mensur, der dann in ähnlicher Weise seinen Herrn beschützte, wie dort das Amulet. „Das nenne ich sein Geld gut anlegen!“ sagte der eingefleischte Witzbold Mery, der Achard secundirte.

Nachdem die Duellanten bis an die Hüfte entkleidet sind, wirft man ein Geldstück empor und läßt „Schrift oder Bild“ rathen. Wer zuerst richtig erräth, kann sich seine Stellung wählen, die er dann so nimmt, daß er die Sonne im Rücken hat. Der Andere hat ihm gegenüber zu treten. Dann werden beide bewaffnet, und zwar mit Degen, die sie noch nicht in den Händen gehabt haben; denn man ist doppelt geschickt mit einer Waffe, mit der man vertraut ist. Die Degen werden zunächst mit horizontal ausgestrecktem Arme die Spitze nach oben gerichtet gehalten, bis der Secundant dessen, der sich die Wahl seiner Position errathen, zwischen die beiden Gegner vorschreitet, worauf die Waffen gesenkt werden, so daß sie ein schrägstehendes Kreuz bilden. Der zweite Secundant hält sie an der Stelle, wo sie sich berühren und fragt (seinen Duellanten zuletzt): „Sind Sie bereit, mein Herr?“ Nachdem dies bejaht worden, läßt er die Degen los, springt zurück und ruft: „Allez, Messieurs!“ Gewöhnlich retiriren beide Duellanten dann mit langen Schritten, um sich gegen Ueberraschung durch den Gegner zu sichern. Der Zuversichtlichere oder Ungebuldigere avancirt dann vorsichtig, bis die

Degen sich wieder berühren. Er studirt seinen Widersacher einen Augenblick, indem er ihm auf die Hand steht und durch Fühlung mit seiner Klinge seine Absicht zu errathen sucht, dann thut er einige leichte Schläge an dessen Degen, die je nach der Fühlung bis zu sechs steigen, worauf er mit einem mächtigen Stoß ausfällt, wenn jener ihm nicht zuvorgekommen ist, was in der Regel zwischen den letzten Schlägen geschieht und, wenn der Stoß geschickt geführt ist, der Sache sofort ein vergnügtes oder unerwünschtes Ende bereitet. Wird richtig parirt, so dauert der nun begonnene Kampf fort, und Stoß folgt auf Stoß, Finte auf Finte zwei Minuten lang, worauf, wenn es „keinen Blutigen“ gegeben hat, die Kämpfer athemlos und schweißübergossen Halt machen und ihre Degen, die inzwischen das Gewicht des Hauptankers eines Panzerschiffes ersten Ranges erlangt haben, ihren Secundanten übergeben, um auszuruhen. Wieder zu Athem und Kräften gekommen, beginnen sie ihre Ausfälle und Rückwärtssprünge wie früher, bis abermals eine Ruhepause folgt. Selten dauert ein Duell länger als acht Minuten. Häufig endigt es nur mit einer kleinen Hautabschürfung, aus welcher der Wundarzt mittelst kräftigen und kunstvollen Drückens und Quetschens eine kleine Blutperle zu produciren versteht. Das genügt. Der code d'honneur ist ein Homöopath. Jenes Tröpflein des bekannten „besondern Safts“ reicht hin, alle Verunreinigung des Wappenschildes der beleidigten Seite abzuwischen — „der Ehre ist Genüge geschehen.“ Die Gegner drücken sich die Hände und erklären sich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit gegenseitig ihr tiefstes Bedauern, daß zwischen ihnen jemals ein Mißverständniß habe stattfinden können. Zum Schluß giebt's Kaffee.

Außerst selten ist der Ausgang tragisch, gewöhnlich weil beide Gegner das Handwerk nicht verstehen, bisweilen auch, weil der eine von ihnen Feigheit mit Ungeschick verbindet.

Noch ein Wort zur Promotionsfrage.

Herr Professor Mommsen hatte in den von uns in Nr. 25. d. Bl. erwähnten Aufsätzen der Preuß. Jahrb. von einer Mißwirthschaft gesprochen, die in Heidelberg, Gießen, Freiburg und Jena hinsichtlich der Doctorpromotionen bestehe, und namentlich von der philosophischen Facultät der letztge-